Zeitschrift: Wechselwirkung : Technik Naturwissenschaft Gesellschaft
Herausgeber: Wechselwirkung
Band: 3 (1981)
Heft: 11

Artikel: Von Schreibmaschinen und "Tippmädels"
Autor: Nienhaus, Ursula
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-653396

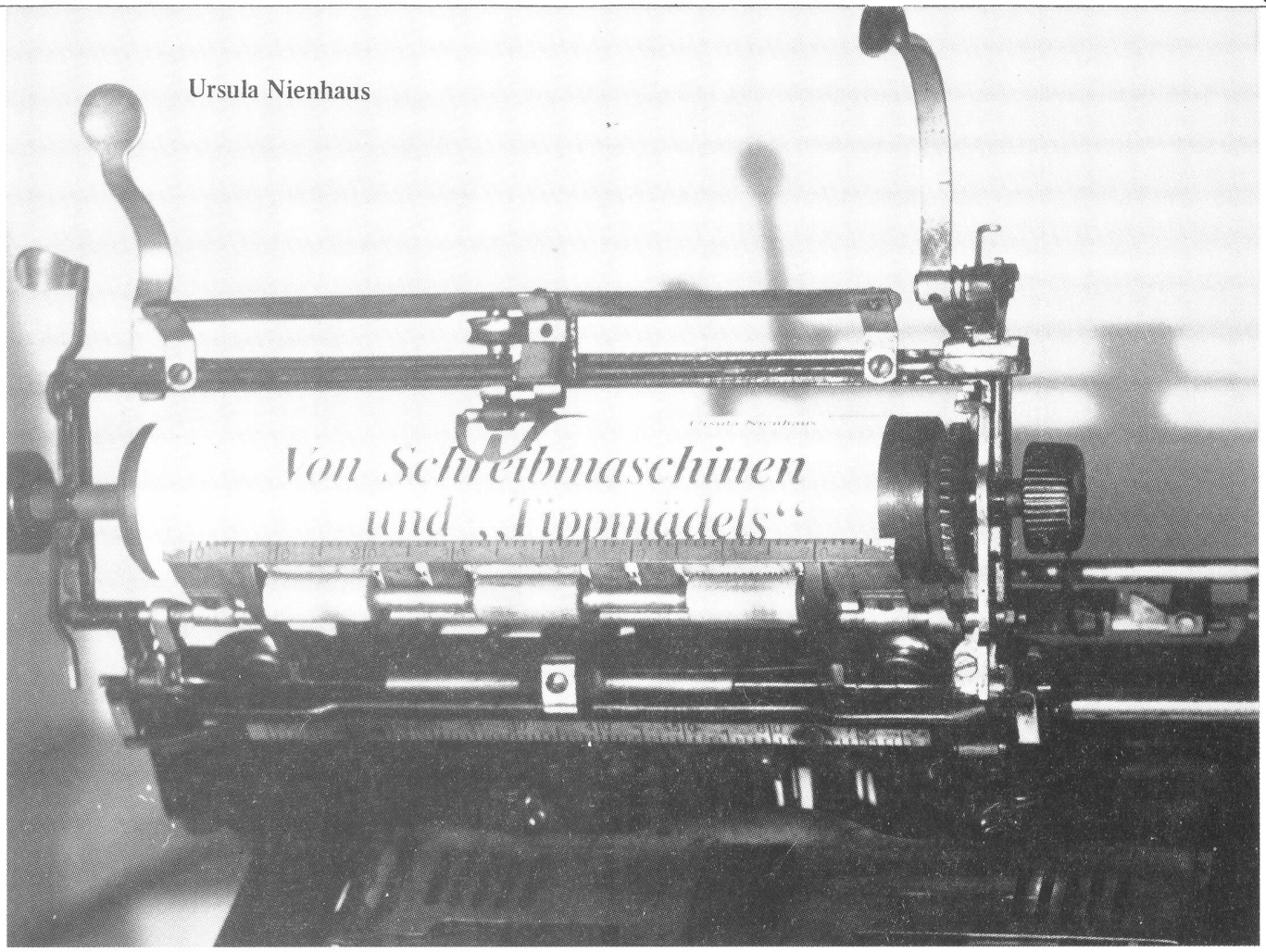
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Von Schreibmaschinen und „Tippmädels“

Ursula Nienhaus

Dieser Artikel ist im *Journal für Geschichte* 2 (1980), Heft 4, S. 22–26, erschienen. Wir drucken ihn hier mit freundlicher Genehmigung von Autorin und Verlag ab.

Elektronische Speicher-Schreibmaschinen spielen bei der momentanen „Rationalisierung im Büro“, der „dritten technischen Revolution“ eine wichtige Rolle. Büro-Ausstellungen und Glanzpapier-Werbung feiern sie als Mittel zum Personal-Kostenabbau in der Textverarbeitung und versprechen den daran beschäftigten Frauen „echten Schreibkomfort“ und „Vergessen des Bürostreß“. „Schneller, ermüdungsfrei schreiben“ sollten schon die Kontoristinnen an den ersten Schreibmaschinen vor 100 Jahren. Nach der Meinung des Erfinders Sholes und heutiger wissenschaftlicher Autoren haben Schreibmaschinen wesentlich zur Emanzipation der Frau beigetragen, weil sie die Erwerbstätigkeit von Frauen förderten. Ging der technische Fortschritt tatsächlich mit dem sozialen Hand in Hand?

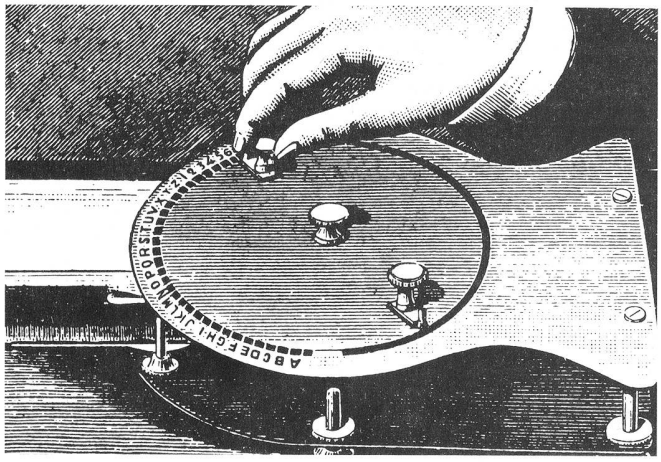
Schreibmaschinen wurden seit Beginn des 18. Jahrhunderts unabhängig voneinander in vielen europäischen Ländern und den USA erfunden. Die meisten der frühen Konstrukteure beschäftigte weniger der geschäftliche Nutzen als die Möglichkeit, die ihre „Schnellschreiber“, „Cembali Scrivani“ oder „Typographen“ für die Verständigung von Blinden bot. Erst der 52. Erfinder einer Schreibmaschine, der Amerikaner Christopher Latham Sholes, konnte sein Patent für einen „typewriter“ von 1867 kommerziell nutzen. Er erreichte, daß der Präsident der Remington Waffen-, Land- und Nähmaschinenfabrik 1000 Exemplare seiner Maschinen baute, die ab 1874 ausgeliefert wurden. Sie waren auf Nähmaschinengestelle montiert, mit Blümchen verziert und hatten ein Nähmaschinen-Fußpedal zur Bewegung des Wagens. Mark Twain erwarb ein solches Modell mit vierreihiger Tastatur und 34 Holztypen für 125 Dollar. Aber der Verkauf gestaltete sich schwierig, da die Maschinen für Geschäftszwecke als zu teuer und unpersönlich galten. Noch 1876 erregten sie trotz Werbemaßnahmen auf der Weltausstellung in Philadelphia wenig Interesse. Um die Jahrhundertwende jedoch gab es bereits mehr als 30 amerikanische Hersteller, darunter G.C. Blickensderfer, der ab 1897 die erste tragbare und um 1902 die erste erfolgreiche elektrische Maschine baute.

Größte technische Vielfalt

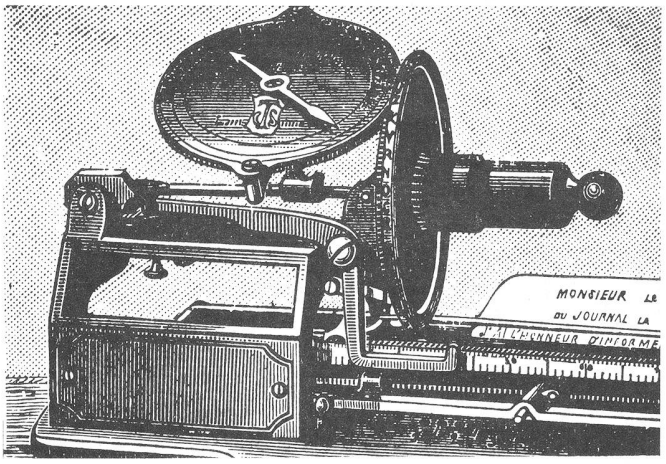
wiesen von Anfang an die „Remingtons“, „Smith-Premiers“, „Caligraphs“, „Hammonds“ und „Yosts“ – um nur einige Fabrikate zu nennen – auf, die auf den Markt kamen. Denn eine ganze Reihe verschiedener Firmen nahm sie in die Produktionspalette auf, nachdem der Absatzmarkt für Waffen, Fahrräder und Nähmaschinen gesättigt war. Die frühen Schreibmaschinen unterschieden sich daher selbst in wesentlichen Teilen sehr stark voneinander. Es gab neben den Tastenmaschinen, die sich ihrer Schnelligkeit wegen bald durchsetzten, zunächst auch Eintaster- und Zeigermaschinen. Die Tastenmaschinen wurden nach den für Deutschland seit 1877 möglichen Patentierungen allein nach Art der Typenbefestigung unterteilt in Typenhebel-, -rad-, -scheiben-, -platten-, -stangen-, -stab- und Typenbandmaschinen sowie Maschinen mit kugelförmigen Typenträgern.

Bei den Typenhebelkonstruktionen befanden sich die Typen einzeln, zu zweit oder zu dritt auf je einem Typenhebel, der durch einen oder mehrere Zughebel, seltener durch Stoßstangen, mit dem Tastenfeld in Verbindung stand. Da alle Typen gleichweit von der Aufschlagstelle entfernt waren, konnte man

eine neue Taste drücken, ehe die vorhergesetzte völlig in die Ruhestellung zurückgekehrt war. Solche Maschinen ließen sich zwar schlechter reinigen, schrieben aber schneller als Typenradkonstruktionen. Bei diesen befanden sich alle Zeichen auf einem gemeinsamen, leicht auswechselbaren Träger, der sich bei Tastendruck bewegte und gegen den Papierträger schlug. Die Typenhebel dagegen, die zuerst kreis-, später halbkreisförmig angeordnet waren, schlugen von hinten, vorne, oben oder unten gegen die Walze, hatten daher auch eine stärkere Durchschlagskraft für Kopien.
Für die Einfärbung der Typenträger sorgten Farbscheiben, -röllchen, -kissen oder -bänder. Nachdem sich das Farbband durchgesetzt hatte, mußte die Bandumstellung bei den meisten Maschinen ursprünglich von Hand vorgenommen werden, indem zum Beispiel eine Kurbel bedient, eine Schraube gelockert oder festgedreht wurde. Eine automatische Umschaltung hatten zuerst die „Smith Premier" von 1889 und das 5. „Remington"-Modell von 1896. Je nachdem, wieviele Zeichen auf den Typenträgern angebracht waren, unterschied sich auch die Tastatur. Sie war drei- bis siebenreihig und hatte sehr verschiedene Zeichenfolgen. Maschinen ohne Umschaltung zum Beispiel brauchten jeweils eigene Tasten für Groß- und Kleinschreibung. Die Umschaltungen wiederum brachten



die Zeichen durch Heben oder Senken nach hinten, durch Verschieben oder Kippen des Wagens, in die gewünschte Schreibstellung. Fast alle Maschinen hatten bis nach der Jahrhundertwende dadurch beim Schreiben teilweise oder ganz verdeckte Schrift. Der Umschalter befand sich – ähnlich wie die Leertaste – entweder rechts oder links neben dem Tastenfeld oder auch in dessen Mitte.
Die Tasten bestanden aus Holz, Hartgummi, Galalith, Bakelit oder sogar Zement, hatten verschiedene Farben, Formen, Beläge und waren zickzackförmig, halbrund oder gerade untereinander angebracht. Fuß-, Handhebel oder Drucktasten sorgten für die Bewegung des Wagens. Da die Maschinen wegen ihrer unterschiedlichen Bauweise verschiedenartig bedient werden mußten, lieferten die Hersteller ausführliche Gebrauchsanweisungen, die für die erste „Remington" etwa 16 Seiten umfaßten, und erteilten darüber hinaus oft unentgeltlichen Bedienungsunterricht.
Den amerikanischen Maschinen erwuchs seit der Jahrhundertwende deutlich fühlbare Konkurrenz, nachdem die von Frister und Roßmann ab 1896 gebaute erste deutsche „Schnellschreibmaschine" die königlich-preußische Staatsmedaille erhalten hatte und noch vor 1899 von sämtlichen preußischen Oberpostdirektionen und anderen Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden übernommen worden war. Ab 1890 baute auch die Dresdner Firma Seidel und Naumann eine Maschine „Ideal"; und von 1900 bis 1907 verkauften die Kleyerschen Adler-



Werke circa 50 000 Schreib- zusammen mit Stenographiermaschinen, obwohl sie bis zu 300 Mark, also den drei- bis vierfachen Monatslohn der an ihnen Beschäftigten, kosteten.

Die Vorzüge der Schreibmaschinen

beschrieb Luegers Technik-Lexikon von 1894: *„Deutliche Schrift, schnelles (mindestens zweimal so rasches) Schreiben bei gleicher Schriftschönheit, Möglichkeit mit Durchschreibepapier zwei Abschriften neben der Urschrift zu erzeugen, einfachere Hand- und Fingerbewegung, daher weniger Ermüdung und Vermeidung von Schreibkrampf. Dagegen sind ihre Nachteile: Notwendigkeit, mit Schreiben innezuhalten, oft auch einen Maschinenteil aufzuklappen, um das Geschriebene zu lesen, Unmöglichkeit, auf anderes Papier als lose Blätter oder Bogen zu schreiben, Schwierigkeit, von einer Stelle des Blattes zur anderen zu gelangen, meist Unbequemlichkeit zum Tragen."*
Da sich die Maschinen besonders in der Tastatur sehr unterschieden, suchten Stellenanzeigen Typist(inn)en für jeweils bestimmte Fabrikate. Schon in den 70er Jahren hatte eine amerikanische Stenographielehrerin festgestellt, daß sich alle 10 Finger zum Schreiben eigneten. Ihre Ansicht konnte sich jedoch nur langsam durchsetzen, als ein Stenograph auf der vierreihigen Remington in unerhörter Geschwindigkeit mit Zehnfinger-Tastsystem blind schrieb. Alle Maschinen mit doppelter Groß- und Kleintastatur ohne Umschaltmechanismus unterlagen schließlich. Aber erst 1905 wurde auf einer internationalen Konferenz die vierreihige QWERTY-Tastatur als Standard festgesetzt. Bis mindestens 1930 blieb der übrige Bau der Maschinen sehr verschieden und waren die Bestrebungen zur einheitlichen Beschreibung der Maschinenteile, zu einer den nationalen Lautverhältnissen angepaßten Tastatur und zur Annahme der Daumenumschaltung noch nicht abgeschlossen. Die unterschiedliche Bauweise der Maschinen trug mit dazu bei, daß sich – zumindest in Deutschland – das Zehnfingersystem bis Ende der 20er Jahre nur schwer gegen das langsamere Tippen mit wenigen Fingern durchsetzen konnte.

Im Kontor des 19. Jahrhunderts

entschieden nicht die Frauen über den Einsatz der Schreibmaschine. Zwar sind heutzutage Steno-, Phono- und Datentypistin fast ausschließlich Frauenberufe. 1877 dagegen war das Büro – oder wie es damals hieß: das Kontor – noch weitgehend eine Domäne der Männer, der „Handlungsgehilfen" oder „Jungen (Kauf-) Leute". Aber zwischen 1895 und 1907 stieg die Zahl der weiblichen Kontorangestellten im Deutschen Reich um über 600 Prozent. England, Frankreich und die USA zeigten

eine ähnliche Entwicklung. Viele Zeitgenossen fanden ihre Ursache in der Einführung der Schreibmaschine, und diese Meinung wird auch heute noch in wissenschaftlichen Büchern verteten. *„Die Schreibmaschine"*, so heißt es in W.A. Beechings Buch *Century of the Typewriter* von 1974, *„hat den Frauen die Welt des Handels und Geschäfts und in der Folge eine Vielzahl von Karrieren eröffnet und so zu ihrer Emanzipation beigetragen."*

Tatsächlich aber strömten immer mehr Frauen in die Kontore, längst ehe die Schreibmaschine (um die Jahrhundertwende) ihren Einzug dort hielt. Die Phase der Hochindustrialisierung ab ca. 1860 bedeutete besonders für die Bereiche Warenumschlag, innerbetriebliche Organisation und öffentliche Verwaltung zunehmend arbeitsteilige Zerlegung der anwachsenden Bürotätigkeiten. Damit stieg die Nachfrage nach kostengünstigen Arbeitskräften, die wenig qualifizierte und spezialisierte An-

lernfunktionen ausüben konnten. Durch die Verallgemeinerung der Elementarschulbildung kamen immer breitere Bevölkerungsschichten in die Lage, ihr zu genügen. Die Handlungsgehilfen sprachen von einer „Arbeiterfrage im Kaufmannsstande" und wehrten sich, besonders seit der 1873 einsetzenden Depression, gegen „Lehrlingszüchterei" und Konkurrenzdruck von unten.

Den von hartem Wettbewerb geplagten Principalen erschien oft genug zunächst die eigene Ehefrau oder die noch unverheiratete Tochter als geeignete billige Arbeitskraft. Sie waren in der Reichsstatistik bis 1907 unter der hohen Zahl der „mithelfenden Familienangehörigen" verzeichnet. Wohl nicht immer freiwillig stellten sie die Pionierinnen der wachsenden Scharen der weiblichen Reservearmee, die seit den 40er Jahren schon als Verkäuferinnen in die Läden und jetzt auch in die Büros fluteten. Viele dieser Frauen stellten den meisten Männern gegenüber zugleich eine „Qualitätskonkurrenz" dar. So wurden in Leipzig in den 80er Jahren Frauen für Vertrauensposten, Buchhaltung und Kasse, selten für mechanische Schreibarbeiten, besonders im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, im Buchhandel und in den neuen Industriezweigen eingesetzt, weil sie ihrer Ausbildung nach *„den untersten Qualitätslagen der Männer überlegen"* waren.

Für die Töchter von kleinen und mittleren Kaufleuten, Fabrikanten, Handwerksmeistern und Angestellten war der Zwang zum Erwerb des eigenen Lebensunterhaltes oft so groß, daß sie Stellungen wegen niedrigen Lohnes nicht ablehnen durften. Denn mit zunehmender Notwendigkeit, industriell gefertigte Waren, die früher im Haushalt hergestellt wurden, gegen bares Geld zu erwerben, konnten Familien die unversorgten ledigen Töchter nicht mehr jahrelang miternähren; und auch verwandte oder befreundete Haushalte boten ihnen immer weniger Arbeit, Unterkunft und Ernährung. Die Haustochter, welche die Kontorarbeit eigentlich nicht nötig hatte und nur ein Taschengeld verdienen wollte, um sich elegantere Kleider zu kaufen, existierte nur als Schlagwort. Viele Mädchen wagten allerdings nicht, einzugestehen, wie bitter nötig ihr Verdienst zu Hause war. Da ihre Erwerbstätigkeit nicht als „standesgemäß" galt, schlichen sie sich oft ins Kontor, wo sie tagsüber den Blicken der Öffentlichkeit nicht ausgesetzt waren, um abends, im Schutze der Dunkelheit, wieder nach Hause zu eilen. Sehr viele von ihnen hatten mehr als den eigenen Unterhalt zu verdienen. Einige mußten das ganze Familieneinkommen erwerben, vor allem für alleinstehende Mütter, jüngere Geschwister, kranke oder alte Eltern sorgen. Andere sollten zum Familienbedarf beitragen, damit den Söhnen eine längere Ausbildung oder standesgemäße Militärkarriere möglich blieb.

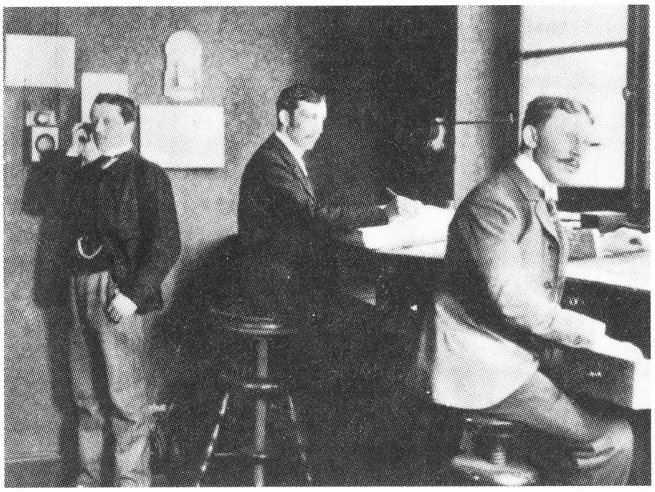
Diese Frauen fanden in den Büros noch keine Schreibmaschinen vor. Noch 1895 schrieb von 722 Leipziger kaufmännischen Kontoristinnen kaum eine Maschine, und selbst in Berlin war die Zahl der Typistinnen immer noch sehr gering. Andererseits gab es bereits so viele weibliche Angestellte, daß sie ab 1889 in der Hauptstadt eine eigene Berufsorganisation gründeten, den „Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte", der sich seit 1906 als Gewerkschaft verstand. Als die Schreibmaschinen den Frauen in die Büros folgten, intensivierten sie die Arbeit. Ihr Siegeszug seit der Jahrhundertwende entsprach den Rationalisierungsnotwendigkeiten. Mit der Maschine, die das Schreibtempo erhöhte, ließen sich zeitsparend gut lesbare Durchschriften für die mit der Arbeitsteilung vervielfältigten Ablagen herstellen. Die saubere Maschinenschrift wurde zur Visitenkarte erfolgreicher Unternehmen. Der persönliche Zug der Handschrift entsprach immer weniger dem Image einer unpersönlicher werdenden hektisch-„sachlichen" Arbeitsorganisation.

Frauen verdrängten die Männer nicht

aus ihren Positionen. Die Verbände der männlichen Handlungsgehilfen beklagten immer wieder, daß ihre Mitglieder sich weigerten, an der Schreibmaschine zu arbeiten. Sie überließen dieses Feld kampflos den Frauen und erstrebten für sich selbst

traditionsreichere Tätigkeiten. Diese wurden auch immer noch angeboten. Daher zeigt die Statistik, daß von 1895 bis 1907 auch weit mehr Männer in die Büros strömten, als ihrem Bevölkerungsanteil entsprach. Frauen ergriffen aus Existenzgründen die neuen, schlechtangesehenen Stellen an den Maschinen, für die sie zunehmend in Schnellkursen durch sogenannte „Pressen" angelernt wurden. Ihre Arbeit hatte wenig Prestige. Der Verband der weiblichen Angestellten führte immer wieder Prozesse, um für Stenotypistinnen die Anerkennung als „Handlungsgehilfin" zu erfechten. Den Männern des preußischen Abgeordnetenhauses galten sie noch 1909 als „leichtfingrige Tippmädels" oder „Kolleginnen von Frida Klapperschlange", deren „lustiges Klappern der Maschine" Anlaß zu vielen Herrenwitzen bot. Die Gerichte erkannten nur solchen Frauen die Berufsbezeichnung der besser bezahlten Positionen zu, die *„bei der Formung des Inhalts der Schriftstücke selbständig beteiligt"* waren. Maschineschreiben rangierte nämlich als „nicht-geistige Tätigkeit".

Da sich mechanische, routinisierte Büroarbeiten nicht nur in Kaufmannsbetrieben, sondern auch bei Versicherungsgesellschaften, Rechtsanwaltbüros, Krankenkassen und bei der sich ausdehnenden staatlichen und gemeindlichen Verwaltung vermehrten, wurde das Personal an den Maschinen über die einzelnen Wirtschaftszweige hinweg zunehmend auswechselbar. Solche Erwerbstätigkeit ließ sich kaum noch als befriedigender



„Beruf" verstehen; also lehnten die stark organisierten standesbewußten männlichen Gehilfen sie ab. Sie konnten dies um so überzeugter tun, als Tippen von Anfang an mit dem fingerfertigen Klavierspielen höherer Töchter verglichen wurde. Dazu hatten einige der frühen Erfinder beigetragen, indem sie ihre Schreibmaschinen mit klavierähnlichen Tastaturen versehen hatten.

Wem die Schreibmaschine nützte

wurde besonders augenfällig, als große Firmen nach 1910 dazu übergingen, die Typistinnen in zentralisierten Schreibbüros zusammenzufassen. Schon um diese Zeit nahm das Tippen für manche Frauen Züge der Akkordarbeit an. Wie anstrengend die 10- bis 14-stündige Arbeit an der Maschine war, zeigte sich an den Finger- und Handschmerzen, den Sehnenscheidenentzündungen, Schulter- und Rückenverspannungen, Augen- und Nervenkrankheiten, unter denen viele Frauen litten. Körpergerechte Tische, Stühle, Fußstützen, Papierhalter und pneumatische Gummitasten zur Milderung des harten Anschlags folgten der Einführung der Maschinen meist spät und an vielen der oft schlecht beleuchteten und gering belüfteten Arbeitsplätzen nie. Die Berufsorganisation mußte aber mit diesbezüglichen Klagen sehr vorsichtig umgehen. Denn der Vorwurf der Gesundheitsschädigung diente nicht nur den männlichen Angestellten, sondern auch weiten und einflußreichen Bevölkerungskreisen zur Begründung für die Forderung nach Verbot oder Einschränkung der Büroarbeit für Frauen, auf deren gerechtere Entlohnung doch so viele angewiesen waren.

Dennoch nahmen die Stenotypistinnen die vielen Formen der Diskriminierung keineswegs kampflos hin. Dies erwies sich besonders kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges, als die Adler-Werke zwecks Absatzsteigerung zu neuen Werbeformen übergingen. Sie beklebten ihre Maschinen mit Frauenbildern, welche den Berliner Kontoristinnen schamverletzend erschienen. Empört darüber, daß nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern auch noch ihre Person als billige Ware gehandelt wurde, organisierten sie mit Hilfe ihres Verbandes einen Boykott nebst Presseprotesten. Sie zwangen die Adler-Werke innerhalb weniger Wochen, die beanstandete Reklame zurückzuziehen und sich förmlich dafür zu entschuldigen. Diese Frauen wußten aus bitterer eigener Erfahrung, daß die Schreibmaschine ihnen weder zu glänzenden Karrieren noch gar zur Emanzipation verhalf.

Der Kriegsausbruch veranlaßte viele Schreibmaschinenproduzenten, zum jetzt wieder profitablen Waffenbau zurückzukehren. In allen Ländern wurden die Maschinen daher knapp, zumal die Nachfrage von staatlicher Seite stieg, denn Schreibmaschinen rückten mit an die Front. Der reduzierte Herstellerwettbewerb um Marktanteile bot wenig Anlaß für technische Neuerungen. Allerdings kamen Maschinen mit Code- und Geheimschriften stark zur Geltung. Da zunehmend mehr Männer zum Militär eingezogen wurden, nahmen Frauen immer zahlreicher zum Teil auch höher qualifizierte Bürostellen ein. Wie wenig sie dies jedoch den Schreibmaschinen verdankten, zeigte sich nach Ende des Krieges, als die weibliche Reservearmee durch öffentlichen Druck und gesetzliche Maßnahmen ihre Arbeitsplätze wieder räumen mußte. Viele Witwen waren dringender denn je auf Erwerb angewiesen. Doch die Schreibmaschine, die jetzt auf Wunsch erneut mit Fußumschaltung geliefert wurde, galt nun als ideales Instrument, bein- oder armamputierten oder sonstwie kriegsverletzten Männern eine Existenzgrundlage zu verschaffen. Insofern erfüllte sie zum ersten Male Zwecke, auf die manche der frühen Erfinder abgestellt hatten, als sie an Frauenerwerbsarbeit noch gar nicht dachten.

Bürorationalisierung

wurde in der krisengeschüttelten Zwischenkriegszeit zur verstärkten Notwendigkeit. Schon 1914 baute man in den USA die erste kommerziell erfolgreiche „lärmfreie" Koffermaschine, um die Konzentration der im gleichen Raum Beschäftigten zu erhöhen. Frühere Erfinder hatten versucht, die Schreibgeräusche dadurch zu vermindern, daß sie Gummitypen verwendeten oder die Maschinen in schalldämpfende Kästen setzten. Bei der neuen „Noiseless" aber erfolgte der Abdruck nicht mehr durch Stoßen des Typenhebels gegen die Walze, sondern durch ein sanftes Anpressen. Zusätzliche Federn und Polster dämpften die Geräusche bei der Schrittbewegung des Wagens, bei der Schaltung, Randeinstellung und Umschaltung. Auch die Wanderer-Werke produzierten nach 1921 leise Maschinen, doch blieb die Nachfrage gering, angeblich, weil die Typistinnen das Klappern der Maschine so gerne hörten.

Durchschlagender sollten andere arbeitsintensivierende Verbesserungen werden: Die Berliner Mercedes-Büromaschinen-Werke verkauften seit 1921 eine „Elektra" mit erheblich verminderter Anschlagskraft und einer von der Heftigkeit des Fingerdrucks unabhängigen Schriftstärke, bei der Tastenhebel und Umschalter elektrisch betrieben wurden. Der Motor war

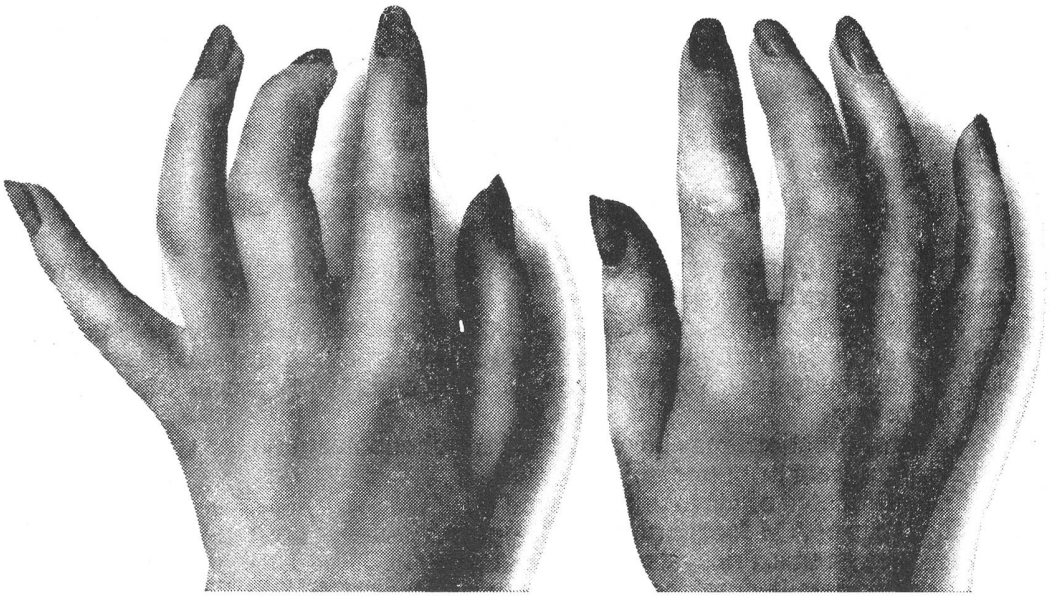
an der rechten Maschinenseite angebaut und durch Steckkontakt mit der Lichtleitung verbunden. Auch Remington vertrieb bald eine mit flacher Tastatur und sehr leichtem Anschlag ausgezeichnete „Electromatic". Aber bis zum 2. Weltkrieg konnte sie sich nur langsam durchsetzen, vielleicht, weil elektrische Konstruktionen noch nicht ausgereift waren. Es gibt jedoch auch Anzeichen dafür, daß Frauen sich weigerten, an elektrischen Schreibmaschinen zu arbeiten, in einer Zeit, als die zunehmenden Erwerbslosenziffern der Angestellten sogar die Regierung beunruhigten. Erst ab 1935 trat die elektrische IBM-Maschine mit elektrifizierten Schreib-, Rück- und Leertasten, Farbbandumkehr-, Zeilen- und Kolonnenschalter sowie Wagenrückzug ihren Siegeslauf an. Bis heute wurde er nur durch zusätzliche zeitsparende Neuerungen weiter beschleunigt.

Seit dem Zweiten Weltkrieg

lag die Initiative für technische Veränderungen bei den USA. Dort wurden 1944 der Buchstaben-Abstandsausgleich bei der „IBM-Executive", 1950 ein elektrischer Dezimaltabulator, 1961 der Kugelkopf anstelle der Typenhebel, die Korrekturtaste und 1972 der Magnetkartenspeicher – alle von der Firma IBM – entwickelt. Andere, auch europäische und japanische Produzenten nahmen diese Neuerungen auf und bestückten damit gut überwachte Großraumbüros und Schreibpools, die sich bezüglich der Arbeitshektik kaum noch mit ihren ersten Vorläufern um 1910 vergleichen ließen. Seit Ende der 70er Jahre ist die mit Mikroprozessoren ausgestattete elektronische Speicher-Schreibmaschine integrierter Bauteil umfassender „Schreibsysteme" geworden. „Superleise" Maschinen mit dicker, weicher Gummiwalze, Schreibkern für auswechselbare Schriften, Farbbandkassetten, Express-Papiereinzug, Korrektur- und Rücktaste erhöhen die Schreibgeschwindigkeit für Texte, die nur noch einmal geschrieben, unaufgefordert gespeichert und automatisch beliebig oft wiedergegeben werden.
„Die gewünschte Rationalisierung wird von Anfang an erreicht", werben die Herstellerfirmen. Die Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg schätzt, daß bis 1985 aufgrund der „dritten technischen Revolution" im Büro 3 Millionen Schreibkräfte erwerbslos werden. Der Einsatz von Textautomaten für das Abschreiben von Röntgenbefunden in Berliner Krankenhäusern spart nach Angaben von 1978 rund 50 Prozent des Schreibpersonals ein. Die weiblichen Angestellten, die an den hochentwickelten Maschinen arbeiten, sind in der überwiegenden Mehrzahl jung, Hauptschulabsolventinnen und zunehmend Teilzeit- und Schichtarbeiterinnen. Sie haben wenig Chancen, einen qualifizierteren Arbeitsplatz zu erhalten. Immer mehr Stellen für Verwaltungsangestellte werden nach Bundesangestelltentarif Gruppe VII ausgeschrieben und bezahlt. In die Gruppe VI zu gelangen, bei der nur bis zu 40 Prozent Schreibarbeit angegeben werden kann, ist fast unmöglich geworden.
So zeigt sich denn heute allzu offensichtlich, daß die Entwicklungsgeschichte der Schreibmaschine durchgehend eine solche zunehmender Arbeitsintensivierung bis hin zu rigoroser Personaleinsparung gewesen ist. Von den technischen Verbesserungen profitierten vor allem die Betriebe/Behörden. Die an den immer schnelleren Maschinen beschäftigten Frauen wurden mehr und mehr zu ihrem Anhängsel. Stenotypistinnen blieben – schlecht bezahlt und in abhängigen Stellungen – trotz gewerkschaftlicher Organisation machtlos. Der soziale Fortschritt läßt weiter auf sich warten.

Für die Anregung zu diesem Thema danke ich Ursula Hinkelmann.

Literatur

zur Entwicklungsgeschichte der Schreibmaschine (Fabrikate, Hersteller, Abbildungen):

Ernst Martin: Die Schreibmaschine und ihre Entwicklungsgeschichte. Ansbach 1949.
Wilfred A. Beeching: Century of the Typewriter. London 1974.
Die Sozial- und Organisationsgeschichte der weiblichen Angestellten ist – trotz einer Fülle zeitgenössischer Quellen – noch so gut wie unbekannt. Für die Weimarer Zeit siehe aber Ute Frevert: Vom Klavier zur Schreibmaschine – Weiblicher Arbeitsmarkt und Rollenzuweisungen am Beispiel der weiblichen Angestellten in der Weimarer Republik. In: Annette Kuhn / Gerhard Schneider (Hg.): Frauen in der Geschichte. Frauenrechte und die gesellschaftliche Arbeit der Frauen im Wandel. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Studien zur Geschichte der Frauen. Düsseldorf 1979, S. 82–112.
Für die Zeit bis 1919 bereitet die Autorin dieses Beitrages eine umfangreiche Darstellung vor. Biographische Angaben, Fotonachlässe, Materialien, die helfen könnten, sind erwünscht.
Zur augenblicklichen Bürorationalisierung gibt Informationen Michael Busse: Die neue Technik im Büro. In: Ders.: Arbeit ohne Arbeiter. Wem nützt der technologische Fortschritt? Frankfurt/M. 1978, S. 129–155.
Erzählung zum Arbeitsalltag einer Büroangestellten bietet Piera Oppezzo: Minute um Minute. München 1979.